

Kolumbien: Bauern ohne Land

Kolumbien gehört zu den vier grössten Kaffeeproduzenten der Welt. Das südamerikanische Land, das doppelt so gross ist wie Frankreich, aber nur 21 Millionen Einwohner zählt, exportiert auch Kakao, Zucker, Baumwolle, Bananen, Tabak, Fleisch. Der überwiegende Teil der kolumbianischen Exporte besteht aus landwirtschaftlichen Produkten. Die Exporteinnahmen werden zu einem guten Teil in die moderne Industrie in den grossen städtischen Zentren investiert, die beachtliche Wachstumsraten aufweisen kann. Obwohl Kolumbien noch immer zu den ärmeren Staaten Südamerikas gehört, ist es doch auf den ersten Blick ein blühendes, aufstrebendes Land.

Die soziale Wirklichkeit ist anders

Aber nur auf den ersten Blick. Die Statistiken weisen nicht nur wachsende landwirtschaftliche Exporte aus, sie zeigen gleichzeitig auch, dass rund 70 Prozent der Kolumbianer ungenügend ernährt sind. Das fruchtbare Agrarland Kolumbien liefert zwar Kaffee und andere Produkte in die Industriestaaten, aber es ernährt seine eigenen Bewohner nicht.

Die 70 ärmsten Prozent der Kolumbianer, jene, die sich nicht ausreichend ernähren können, müssen sich mit einem Anteil von 25 Prozent am Volkseinkommen begnügen. Das eine, reichste Prozent der Kolumbianer erhält dagegen 20 Prozent und die zehn wohlhabendsten Prozent der Bevölkerung beanspruchen die Hälfte des Volkseinkommens für sich. Damit hat Kolumbien eine der ungerechtesten Einkommensverteilungen der Welt, die Unterschiede zwischen reich und arm sind noch krasser als beispielsweise in Brasilien.

Nirgends werden diese Gegensätze deutlicher als in den grossen Städten mit ihren Bankpalästen und Villen und mit ihren Slums. In der Hauptstadt Bogota lebt schon ein Drittel der Bevölkerung in stinkenden Elendsvierteln. Die grossen Städte platzen aus allen

Nähten, sie wuchsen in den letzten Jahren mehr als doppelt so schnell wie die Gesamtbevölkerung. Die moderne Industrie kann das Heer von ungelerten Arbeitskräften, das vom Land in die Städte strömt, nicht aufnehmen. Denn sie arbeitet mit modernen, aus den USA und Europa importierten Maschinen, die wenig, aber gut ausgebildete Arbeitskräfte brauchen. Für ungelerte Arbeitskräfte, die zudem meist Analphabeten sind, ist da kein Platz.

Woher kommt die Landflucht?

So schlagen sich Zehntausende und Hunderttausende von Arbeitslosen als Gelegenheitsarbeiter ohne festes Einkommen durch und hausen in schmutzigen Bretterbuden ohne Wasserversorgung, Kanalisation und sanitäre Anlagen.

Warum sind sie in die Stadt gezogen? Man könnte meinen, dass sie es in einem fruchtbaren Land wie Kolumbien in der Landwirtschaft besser hätten haben können. Man könnte meinen, dass der Boden seinen Mann wenigstens ernähren kann, wenn schon die moderne Industrie nicht genug Arbeitsplätze zur Verfügung stellt.

Vielleicht wären viele dieser Slumbewohner nicht in die Städte abgewandert, wenn sie eigenes Land hätten. Aber in Kolumbien regiert der Grossgrundbesitz. Die Hälfte des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens liegt in den Händen von wenigen Familien. Es gibt Landgüter von der Grösse des Kantons Thurgau. Die Kleinbauern und Kleinpächter, Campesinos genannt, die 60 Prozent der Landbevölkerung stellen, müssen sich dagegen mit 5 Prozent der Landwirtschaftsfläche zufriedengeben. Der Rest gehört mittelgrossen Betrieben und Familienbetrieben, die genügend Land für eine gesunde Bewirtschaftung haben.

Fruchtbares Land liegt brach

Die Kleinbauern haben zu wenig Land, um auch nur genügend Nahrungsmittel für sich und ihre Familien produzieren zu können. Die kleinen Pächter müssen dazu noch einen Teil der Ernte als Pacht dem Grundherrn abliefern oder auf dem Gut des Besitzers praktisch umsonst arbeiten. Der Grossgrundbesitz dagegen wird meist nur sehr extensiv, oft überhaupt nicht genutzt. Auf der Hälfte der Landwirtschaftsfläche Kolumbiens beschäftigen die Grossgrundbesitzer nur vier Prozent der ländlichen Arbeitskräfte. Sie sind auf intensive Nutzung ihres Landes nicht angewiesen. Oft lassen sie auf dem besten Land bloss ein paar Kühe weiden oder nutzen es überhaupt nicht.

Wo Gross- und Mittelbetriebe intensiv genutzt werden, wird meist für den Export produziert. Denn mit landwirtschaftlichen Exportprodukten lässt sich mehr verdienen als mit Nahrungsmitteln für den Inlandverbrauch. So kommt es, dass die landwirtschaftlichen Exporte steigen, während die Produktion von Grundnahrungsmitteln für den Inlandmarkt stagniert. Das bedeutet bei der rapiden Bevölkerungszunahme, dass sich die Lebensmittelversorgung für die arme Mehrheit der Kolumbianer ständig verschlechtert.

Die Bauern in der Zwickmühle

Für die Campesinos ist die Situation nahezu ausweglos. Sie haben zu wenig Land, um leben zu können. Aber die Chance, in der Stadt eine regelmässige



Armut auf dem Land: Obwohl Kolumbien ein fruchtbares tropisches Land mit fast unbeschränkten landwirtschaftlichen Möglichkeiten ist, lebt die Mehrheit der Bauern in bitterer Armut. Sie haben kein Land und keine Kredite und sind einem räuberischen Zwischenhandel ausgeliefert — für viele Grund genug, um in die überbevölkerten Städte zu ziehen.

Arbeit zu finden, ist minim. «Wir wollen arbeiten, aber wir haben kein Land», sagen die Campesinos. «Doch diejenigen von uns, die in die Stadt ziehen, werden bestenfalls als Limonadenverkäufer enden.» Dazu haben gerade die Tüchtigeren unter ihnen keine Lust. Im ganzen Land haben sich die bedrängten Campesinos zusammengesetzt und ihre Situation diskutiert. Es war nicht schwer herauszufinden, wo ihr Hauptproblem liegt: in der Landfrage, im Grossgrundbesitz.

In vielen Gegenden Kolumbiens sind die Bauern einfach hingegangen und haben brachliegenden Grossgrundbesitz unter den Pflug genommen. Oft schickten die Grossgrundbesitzer Schlägertrupps, die die Hütten der Campesinos niederbrannten. Oft stellte sich auch die Polizei auf die Seite der mächtigen Grossgrundbesitzer. Aber das Gesetz bestimmt, dass unbebautes Land tatsächlich enteignet werden kann. Und so werden denn die Campesinos nach oft jahrelanger Auseinandersetzung meist zu rechtmässigen Besitzern des Landes, das früher dem Grossgrundbesitzer gehörte.

Die kolumbianischen Campesinos haben gemerkt, dass sie vom Staat keine Landreform erwarten können. Denn in diesem Staat geben die reichen Grossgrundbesitzer den Ton an. Die Landreform muss von unten kommen, muss von den Bauern selber getragen sein. Indem die Bauern brachliegendes Land zu bebauen beginnen, können sie zumindest die Anwendung der bestehenden Agrargesetze erzwingen, die bisher auf dem Papier geblieben sind.

Gemeinschaftlicher Landbesitz

So ist auch die Genossenschaft von San Pedro im Departement Sucre im Norden Kolumbiens entstanden. Sucre hat eine Fläche von 10 000 qkm — ein Viertel der Fläche der Schweiz —, die sich zum grössten Teil in der Hand von weniger als dreissig Grossgrundbesitzern befindet. Wegen dieser extremen Konzentra-

tion des fruchtbaren Bodens, der sich vor allem für den Anbau von Tabak und Baumwolle eignet, kam es in Sucre zu einer Vielzahl von Landbesetzungen. In der Nähe von San Pedro begannen insgesamt 500 landlose Familien, auf dem Grossgrundbesitz ihre Hütten zu bauen und Felder anzulegen. Sie behaupteten sich in jahrelangen Auseinandersetzungen, bis ihnen schliesslich das Land vom Staat zugesprochen wurde. Der neue Besitz wurde nun aber nicht auf die einzelnen Familien aufgeteilt, sondern die Campesinos beschlossen, ihr Land in gemeinsamer Arbeit zu bebauen. Jede Familie erhielt ein kleines Grundstück für Haus und Garten, der Rest blieb Allgemeingut. Die Campesinos wollten das neue Land nicht wieder in kleine und kleinste Parzellen auflösen, sondern hofften, als Gemeinschaftsunternehmung wirtschaftlich besser zu überleben.

Für Kredite zu arm

Aber die Bauern mussten bald erkennen, dass es mit dem Land allein nicht getan war. Wenn sie konkurrenzfähig produzieren wollten, mussten sie Traktoren haben, um den schweren Boden zu pflügen. Traktoren jedoch konnten sie höchstens mieten und gerieten so in neue Abhängigkeit. Abhängig blieben die Campesinos von San Pedro auch von den Zwischenhändlern, die ihre Preise fast willkürlich festsetzen können. Denn die Bauern haben keine Transportmöglichkeiten, sie müssen dem verkaufen, der ihre Produkte transportieren kann. «Es beginnt schon mit den Säcken, in die wir unsere Produkte abfüllen», erklären die Campesinos. «Wir haben kein Geld, um die Säcke zu kaufen. Der Händler streckt uns die Säcke vor, aber wir müssen dann unsere Ernte an ihn verkaufen zu Preisen, die er nach Belieben festsetzt.» Kredite erhalten die Campesinos von San Pedro kaum, sie sind zu arm und können keine Sicherheiten geben. So bleiben sie das Opfer von Händlern und Transporteuren. Sie haben jetzt zwar Land, aber keine Mittel für die notwendigsten Investitionen. Bei aller Anstrengung ist es ihnen nach wie vor unmöglich, sich aus dem vielfachen Netz von wirtschaftlichen Abhängigkeiten zu befreien. Unzufrieden sind die Bauern auch mit der Preisentwicklung auf dem Weltmarkt. «Wir werden in Zukunft in erster Linie einmal Nahrungsmittel für unsern eigenen Bedarf anpflanzen», sagen sie. «Baumwolle werden wir keine mehr anbauen. Damit ist es immer dasselbe: Zur Pflanzzeit verspricht man uns gute Preise, und wenn dann die Erntezeit kommt, heisst es, die Baumwolle sei auf dem Weltmarkt gefallen.» In Zukunft wollen sie sich auf den Maisanbau konzentrieren und nur noch ihre Überschüsse verkaufen. Etwas Bargeld gibt der arbeitsintensive Tabak, den jeder in seinem Garten pflanzen kann, und der Sesam, der im Lande selbst zu Speiseöl verarbeitet wird. Die Bauern glauben zu Recht, dass sie so besser und sicherer leben, auch wenn sie vielleicht weniger verkaufen. Mit dem Anbau von Grundnahrungsmitteln wie Mais oder Yuca-Wurzeln leisten sie auch einen Beitrag zur Verbesserung des Inlandmarktes mit den Produkten, von denen die Mehrheit der Bevölkerung fast ausschliesslich lebt.

Zum zweiten wollen die Bauern einen Fonds errichten, der es der Genossenschaft erlauben soll, die Produkte selber zu vermarkten und den räuberischen Zwischenhandel auszuschliessen. Aus diesem Fonds könnten auch Saatgut und Dünger vorfinanziert werden. Insgesamt werden 250 000 Franken benötigt, die in der ganzen Gegend rund 1000 Familien zugutekämen. Mit diesem Betrag glauben die Bauern, wirtschaftlich vorankommen zu können.

Die Campesinos von San Pedro haben diesen Plan der schweizerischen Entwicklungshilfe-Organisation Swissaid vorgetragen und mit ihren Vertretern ausführlich darüber diskutiert. Die Swissaid hat ihre Unterstützung zugesagt, weil sie glaubt, dass diese Bauern wirklich gewillt sind, ihr Schicksal selber in die Hand zu nehmen. Sie haben sich gegen den Grossgrundbesitz durchgesetzt. Sie haben ein Modell gemeinschaftlicher Bewirtschaftung entwickelt, das eine Verzettlung des Bodens verhindert und bessere Resultate verspricht. Sie haben ihre ganze Arbeitskraft für dieses Unternehmen eingesetzt.

Die Bauern entwickeln einen Plan

Um aus ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten herauszukommen, haben die Bauern von San Pedro einen Plan ausgearbeitet. Sie wollen einerseits zwei Traktoren anschaffen, die sie für das Roden und Pflügen einsetzen wollen. Die Traktoren machen die Campesinos auch unabhängig von fremden Fahrzeugen für den Transport ihrer Produkte.

Ob diese Kinder eine Zukunft haben, ob es für sie Arbeit, einen Platz zum Leben geben wird, entscheidet sich heute.

Ob diese Kinder eine Zukunft haben, ob es für sie Arbeit, einen Platz zum Leben geben wird, entscheidet sich heute.

Ob diese Kinder eine Zukunft haben, ob es für sie Arbeit, einen Platz zum Leben geben wird, entscheidet sich heute.



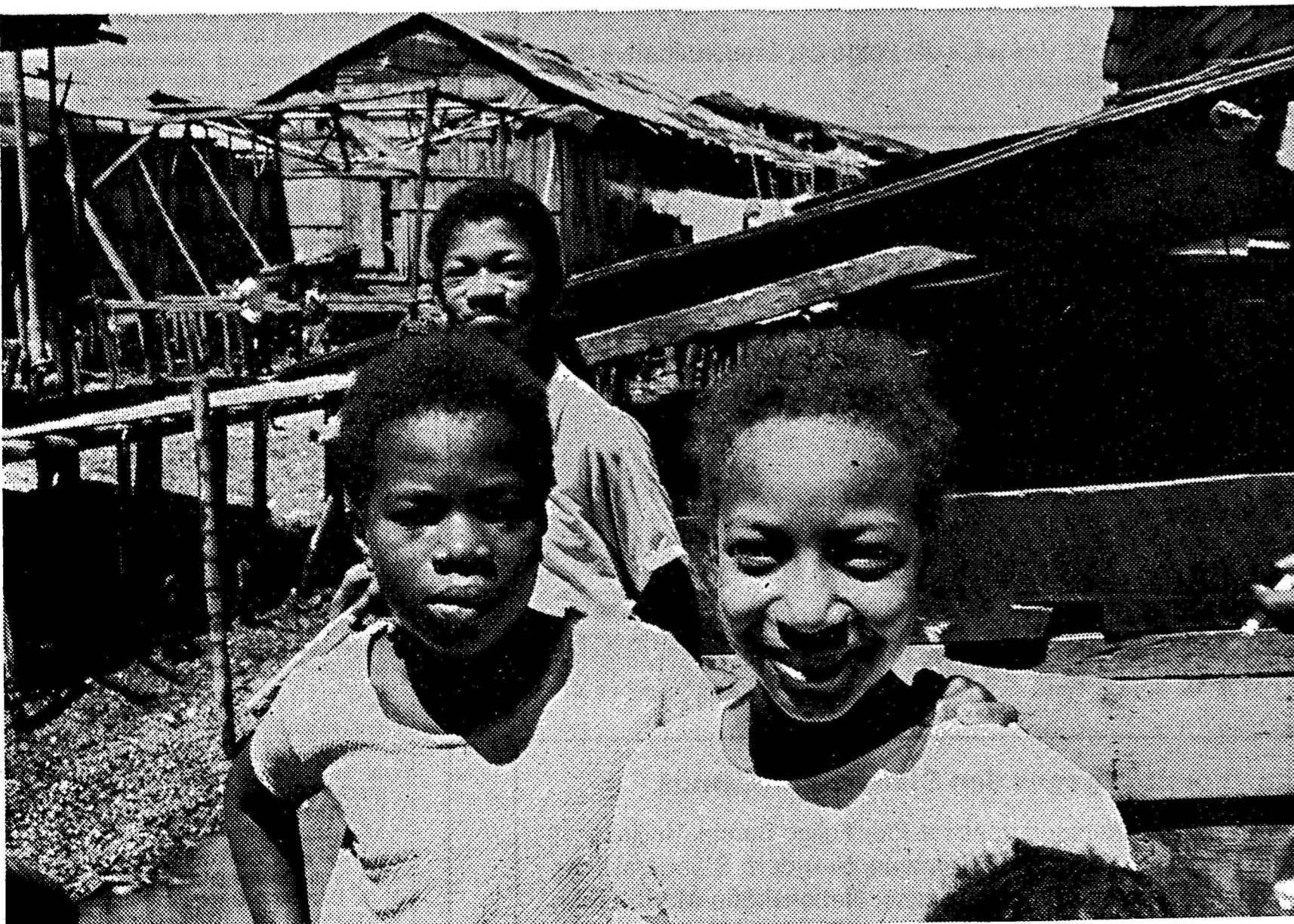
Ob diese Kinder eine Zukunft haben, ob es für sie Arbeit, einen Platz zum Leben geben wird, entscheidet sich heute.

Selbsthilfe

Die Swissaid unterstützt gegenwärtig in Kolumbien zwei Genossenschaften mit insgesamt 390 000 Franken. Sie tut es, weil sich hier die Benachteiligten der Dritten Welt selber zusammengeschlossen haben, um sich aus ihrem Elend zu befreien, und weil sie direkt mit ihnen zusammenarbeiten kann. Weitere Projekte mit den Campesinos Kolumbiens sind geplant.

Die Swissaid braucht den Campesinos nicht zu sagen, was sie zu tun haben. Sie wissen selber, wie sie ihre Lebensbedingungen verbessern können und wollen. Was ihnen fehlt, sind die finanziellen Mittel dazu. Die Swissaid sieht hier einen sinnvollen Einsatz für die Spendengelder, die ihr aus der schweizerischen Bevölkerung zukommen. Denn wo könnte Entwicklungshilfe sinnvoller sein als hier, wo die Betroffenen selber, aus eigener Initiative, einen Ausweg aus ihrer Not suchen?

Gegenwärtig sammelt die Swissaid, die politisch und religiös neutral ist, für diese und ähnliche Projekte in der Dritten Welt. Ihr Postcheckkonto: Bern 30 - 303.



Elend in der Stadt: Kolumbiens Städte wachsen mit einer Zuwachsrate von 6 Prozent im Jahr. Die moderne Industrie kann längst nicht genug Arbeitsplätze für die Menschen bereitstellen, die vom Land herbeiströmen. Die Folge ist, dass sich die Elendsviertel der Städte explosionsartig ausbreiten. Auch in der Stadt haben die landlosen Bauern keine Zukunft.